

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Dem hellen Geist ist jeder Ort ein Gotteshaus,
Und als Orakel Gottes spricht zu uns Vernunft.
Menandros.

Der Schmied.

Von Emile Zola.*)

Der Schmied war ein großer Mann, der größte im ganzen Lande; er hatte viereckige Schultern, von der Blut der Schmiede und dem Eisenstaub der Hämmer waren Gesicht und Arme schwarz. In seinem edigen Schädel trug er unter dem dichten Gefröpp seiner Haare stahlblanke, große blaue Kinderaugen. Sein riesiger Kiefer lachte und atmete geräuschvoll wie ein Blasebalg; und hob er die Arme, in einer gewaltigen Gebärde befriedigter Macht, — einer Gebärde, die die Arbeit auf dem Amboß ihm angewöhnt hatte — so schien er seine fünfzig Jahre noch wohlgenüht zu tragen, und lustig ließ er die „Jungfer“ tanzen, ein schreckliches kleines Mädchen, einen Hammer von fünfundsanzig Pfund Gewicht, den zwischen Bernon und Rouen nur er tanzen lassen konnte.

Ein ganzes Jahr hab ich bei dem Schmied verbracht, ein Jahr der Genesung. Ich hatte mein Herz verloren, mein Hirn verloren, hatte mich selbst gestoßen und suchte mich, suchte einen stillen friedlichen Arbeitswinkel, darin ich meine Kraft wiederfinden konnte. So erblickte ich eines Abends, nachdem ich das Dorf durchwandert hatte, die einsame flammende Schmiede, die am Kreuzweg der vier Wege stand. Die Blut war so stark, daß sie durch die offene Tür hindurch die Wegekreuzung überstrahlte und daß die Pappeln, die jenseits am Flusse reihenlang standen, wie Fackeln lohten. Eine halbe Meile weit hinaus in die milde Dämmerung klang mir der Rhythmus der Hämmer entgegen wie der Galopp eines anstürmenden Regiments. Dann stand ich endlich unter der offenen Tür, im Licht und Lärm, im Donner der Schläge und war ganz glücklich im Anblick dieser Arbeit und dieser Hände, die rote Stangen drehen und platt schlugen.

An jenem Herbstabend sah ich den Schmied zum erstenmal. Er schmiedete das Eisen eines Pfluges. Mit offenem Hemd, das die breite Brust und unter ihr bei jedem Atemzug die Rippen sehen ließ, warf er sich zurück, nahm einen Schwung und ließ den Hammer niederfallen, und das unaufhörlich mit sanftem, gleichmäßigem Wiegen des Körpers, während sich die Muskeln sicher spannten. Der Hammer umschrieb einen regelmäßigen Kreis, stieß Funken und ließ Blitze hinter sich zurück. Es war die „Jungfer“, die der Schmied da in seinen Händen tanzen ließ, während sein Sohn, ein Bursche von zwanzig Jahren, das glühende Eisen mit der Zange hielt und auch zuschlug, mit dumpfen Schlägen, die der jauchzende Tanz des schrecklichen Mädchens verschläng. Toä, toä — toä, toä, es klang wie die ernsthafteste Stimme einer Mutter, die ihr Kind zu seinen ersten Worten ermutigt. Die „Jungfer“ tanzte weiter, schüttelte den Flitter ihres Kleides und, sprang sie vom Amboß, ließ sie im Eisen den Abdruck ihrer Absätze zurück. Eine blutige Flamme stieß auf den Boden und beleuchtete die langen Bärte der beiden Arbeiter, deren große Schatten sich bis in die dunkelste Ecke der Schmiede verloren. Allmählich wurde die Blut gekühlt, der Schmied hörte auf. Schwarz, auf den Hammer still gestützt, stand er mit schweißbedeckter Stirn, die er nicht einmal abwischte, aufrecht da. Im dumpfen Köcheln des Blasebalges, den sein Sohn mit müder Hand zog, hörte ich den Atem, der noch leuchtete, und sah seine zitternden Rippen.

Abends übernachtete ich in der Schmiede, und ich ging nicht wieder fort. Oben, über der Schmiede, war ein Zimmer frei; das bot er mir an, und ich nahm an. Schon um fünf Uhr, noch bevor es hell wurde, nahm ich an der Arbeit meines Vorgesetzten teil. Ich erwachte durch das Gelächter des ganzen Hauses, das bis in die Nacht hinein von seiner gewaltigen Fröhlichkeit lebte. Unter mir tanzten die Hämmer. Die „Jungfer“, schien es, warf mich aus dem Bette, klopfte an die Decke und schall mich einen Faulpelz. Das ganze ärmliche Zimmer mit dem großen Schrank, dem Tisch aus weißem Holze, den beiden Stühlen, trachte und rief mir zu, ich sollte mich beeilen. Und ich mußte hinunter. Unten fand ich die Schmiede schon ganz rot. Der Blasebalg pustete, aus den Kohlen stieg eine blaurosa Flamme empor, darin die Rundung eines Sternes unter dem Hauch zu glänzen schien. Der Schmied bereitete die Arbeit des Tages vor. Er trante in den Winkeln voller Eisen, drehte Pflüge herum und untersuchte Räder. Bemerkte er mich, so stemmte der würdige Mann die Fäuste in die Seiten und lachte von einem Ohre bis zum andern. Es machte ihm zu viel Freude, mich schon um fünf Uhr morgens aus den Federn geworfen zu haben. Ich glaube, er machte morgens nur Lärm um des Lärmes willen, um alle Leute mit dem gewaltigen Glockenläuten seiner Hämmer zu wecken. Er legte seine großen Hände auf meine Schultern, beugte sich zu mir, als spräche er zu einem Kinde, und meinte, es ginge mir schon viel besser, seitdem ich mitten unter seinem alten Eisen lebte. Und jeden Tag setzten wir uns dann auf einen alten umgestürzten Karren und tranken unvermischten Wein miteinander.

Oft verbrachte ich meinen ganzen Tag in der Stube. Besonders im Winter, wenn es regnete, verbrachte ich dort alle meine Stunden. Ich interessierte mich für die Arbeit. Der beständige Kampf des Schmiedes gegen das rohe Eisen, das er nach seinem Belieben formte, erregte mich wie ein gewaltiges Drama. Ich folgte dem Metall vom Ofen zum Amboß, sah voller Ueberraschung, wie es sich unter der siegreichen Anstrengung des Arbeiters bog, dehnte und gleich weichem Wachs zusammenrollte. War der Pflug fertig, kniete ich vor ihm nieder, den formlosen Entwurf vom Tage vorher vermochte ich nicht mehr zu entdecken, ich prüfte die einzelnen Stücke und bildete mir ein, ungeheuer starke Finger hätten sie ohne des Feuers Hilfe geformt. Bismalchen lächelte ich und mußte an ein junges Mädchen denken, das ich früher tagelang beobachtet hatte, wie es an einem Fenster mir gegenüber mit schlanken Fingern Messingstengel gedreht hatte, an die es mit einem seidenen Faden künstliche Weichen band.

Niemals beklagte sich der Schmied. Ja, hatte er vierzehn Stunden lang Eisen gehämmert, so sah ich ihn des Abends noch sein gutes Lachen lachen, und zufrieden rieb er sich die Hände. Niemals war er traurig oder müde. Er hätte auch das Haus, wäre es eingefallen, auf seinen Schultern getragen. Im Winter fand er es schön warm in seiner Stube. Im Sommer öffnete er weit die Tür und ließ den Heudunst herein. Kam der Sommer und wurde es dunkel, dann setzten wir uns miteinander vor die Tür. Wir saßen auf der Mitte des Berghanges und konnten das Tal in seiner ganzen Tiefe übersehen. Er war glücklich über diesen riesigen Teppich bebauter Acker, die sich gegen den Horizont im hellen Vile der Dämmerung verloren.

Der Schmied scherzte oft und sagte, all diese Ländereien gehörten ihm, denn seit mehr als zweihundert Jahren versorge seine Schmiede das Land mit Pflügen. Das war sein Stolz. Keine Ernte reifte ohne ihn. Wäre die Ebene im Mai grün und im Juli gelb, so verdanke sie ihm diese doppelt schimmernde Seide. Er liebte die Saaten wie seine Töchter und vergötterte die strahlende Sonne und hob die Faust gegen die losbrechenden Hagelwolken. Oft zeigte er mir in weiter Ferne ein Stückchen Land, das mir kleiner als sein Westenrücken erschien und erzählte mir, in welchem Jahre er für dieses Biereck Hafer oder Roggen einen Pflug geschmiedet hatte. Während der Arbeit ließ er zuweilen seinen Hammer fallen; er

*) Aus den Jacoben im Verlag von Reipenheuer in Potsdam erschienenen „Gesammelten Novellen“ Zolas.

trat auf die Straße, und mit der Hand über den Augen hielt er Ausschau. Er sah zu, wie die zahlreiche Familie seiner Pflüge den Boden aufriß und überall, geradeaus, zur Rechten und zur Linken Furchen zog. Das Tal war deren voll. Zahllos wie Regimenter auf dem Marsche sah man die Gespanne hintereinander hergehen. Silber in der Sonne glänzten die Eisen der Pflüge. Und er hob die Arme und rief mich: ich sollte sehen, was für eine „versuchte Arbeit“ die leisteten.

All dies klingende Eisen, das unter mir tönte, gab auch mir Eisen ins Blut. Das war besser als alle Apothekerarzeneien. Ich war an diesen Rärm gewöhnt, ich brauchte die Musik der Hämmer auf dem Amboss, um mich leben zu fühlen. In meinem Zimmer, das der Blasebalg mit seinem Schnaufen füllte, besann ich mich wieder auf mich selbst. Toß, toß — toß, toß, das klang wie die fröhliche Uhr, die meine Arbeitsstunden regelte. Mitten in der Arbeit, wenn der Schmied wild wurde daß ich das rote Eisen unter den rasenden Hammerschlägen tragen hörte, hatte ich ein Riesenfieber in den Fäusten, ich hätte die Welt mit einem Zuge meiner Feder zermalmen mögen. Schwieg aber die Schmiede, schwieg auch alles in meinem Kopf; ich stieg hinunter, und, sah ich das besiegte Eisen, das noch rauchte, so schämte ich mich meiner Arbeit.

Wie prächtig sah der Schmied zuweilen an heißen Nachmittagen aus; nackt bis zum Gürtel, mit hervorspringenden gespannten Muskeln war er eine jener großen Gestalten Michelangelos, die sich mit äußerster Anstrengung aufrichten. In einem Anblick fand ich die neue plastische Linie, die unsere Bildhauer mühevoll im toten Fleisch der Griechen suchen. Er erschien mir der durch Arbeit groß gewordene Held, das unermüdbliche Kind des Jahrhunderts, das unaufhörlich das Werkzeug unserer Analyse auf den Amboss schlägt und das im Feuer und durch das Feuer die Gesellschaft von Morgen formt. Er spielte mit seinen Hämmern. Wollte er etwas zu lachen haben, so ergriff er seine „Jungfer“ und schlug aus Leibeskraften darauf los. Dann ließ er den Donner bei sich grollen unter dem rosigem Hauch der Blut. Und ich hörte das Seufzen des Volkes bei seiner Arbeit.

In der Schmiede inmitten der Pflüge wurde ich Faulheit und Zweifel für immer los.

Alte Neuigkeiten vom elektrischen Licht.

Zu den vielen Revolutionen, die in diesen Jahren auf allen Gebieten stattfinden, gehört auch eine, die sich unbemerkt in aller Stille abspielte und nun wohl kaum mehr rückgängig gemacht werden kann. Dabei ist sie in ihren Auswirkungen von einer heute noch unabsehbaren Bedeutung.

Um es ganz kurz zu fassen, worum es sich handelt: der nun zwei Menschenalter währende Kampf zwischen Gas- und Glühlichtbeleuchtung ist zu Ende. Das Glühlicht hat gefiegt.

Das sind Dinge, von denen die Öffentlichkeit wahrlich kaum etwas gewußt hat.

Schon daß die Glühlampe, die doch jedermann für eine Erfindung der Gegenwart hält, in kaum zwanzig Jahren ihr hundertjähriges Jubiläum feiern kann, wird überraschen. Tatsächlich gab es aber schon in der Biedermeierzeit, kurz nach Goethes Tode, ernstliche und gelungene Versuche, den elektrischen Strom durch Verwendung glühender Drähte als Lichtquelle auszunützen. Allerdings hat man an dieser Erfindung erst zwei Jahrzehnte herumexperimentieren müssen, bis es dem Genie von Edison gelang, die „Glühlampe“ in eine industriemäßig verwertbare Form zu bringen. Das war um 1860.

In den ersten Glühlampen glühte ein Streifen verkohlten Postpapiers (1), aber bald geriet man darauf, Bambusfasern zu verwenden und dann herrschte viele Jahrzehnte bis zum Aufkommen der Metallfadentampen fast unbeschränkt der Zellulosefaden, den man in der luftleeren Birne glühen ließ.

Trotzdem sich nun seit mehr denn fünfzig Jahren eigentlich Sedermaßen an den Gebrauch der Glühlampe gewöhnt hat, ist es notorisch, daß fast niemand im Publikum sie richtig gebraucht. Millionen werden jährlich aus dieser Unkenntnis heraus für nicht ausgenützten elektrischen Strom bezahlt und es hat bisher noch kein Mittel gegeben, um die große Schar der Konsumenten dazu zu bringen, sich vor ihrem eigenen Schaden zu bewahren. Wenn auch eine Glühlampe eine Lebensdauer bis zu tausend Brennstunden besitzt, ist es doch nicht vorteilhaft, sie ganz auszunützen, da sie ständig Kohleteilchen vom Faden wegklopfert (das ist der bräunliche Ueberzug an länger benutzten Birnen), der dadurch dünner wird und wegen des wachsenden Widerstandes immer weniger leuchtet. Populär ausgedrückt: man zahlt dann Strom, der sich im Widerstand verliert, statt sich in Licht umzusetzen.

Trotzdem wechselt niemand im großen Publikum die Lampen rechtzeitig aus und heute, da sie so teuer geworden sind, glauben die armen Konsumenten, besonders „sparsam“ zu sein, wenn sie die

Lampen möglichst ausnützen. Sie sparen dann wirklich eine Mark dadurch, daß ihre Lichtrechnung sich um zwei Mark erhöht.

Hier liegt ein Nachteil des elektrischen Lichtes vor, der die „Kampfkraft“ gegen die Gasbeleuchtung, namentlich in den großen Städten, wesentlich schwächen könnte. Trotzdem ist die Glühlampe, wenigstens in Deutschland, unbedingt Sieger. Die wachsenden Kohlenpreise rothen das Gaslicht vielleicht noch schneller aus, als man denkt. Früher war das ja anders. Es war unmöglich, das Gaslicht völlig zu verdrängen, seitdem es durch die Einführung der Auer'schen Glühstrümpfe so billig geworden war. Eine Zeit hindurch war die Glühlampenindustrie dadurch sogar vor die Existenzfrage gestellt. Das waren die glücklichen Tage, in denen die Glühlampen so billig wurden, und deshalb sind damals jene wesentlichen Verbesserungen, die Wolfram- und die gasgefüllten Lampen usw. aufgetaucht, die man sich aus der heutigen Beleuchtungsindustrie gar nicht mehr wegdenken kann. Aber dieser Wettkampf ist zu Ende; die Kohle wird zu kostbar, der Tag wird sicher kommen, an dem man der Gasbeleuchtung den Nekrolog wird schreiben können.

Posthorn-Geschichten.

Der Pfiff der Lokomotive, das Tuten der Automobilhupe, vielleicht sogar das Surren der Flugzeugpropeller: das sind die melodischen Geräusche, die den Reisenden von heute in Stimmung versetzen sollen. Hört man heute auch wohl noch in irgendeinem ganz abgelegenen Gebirgstälchen oder Dörfchen die bald fröhlich schmetternden, bald lieblich verhallenden Klänge des Posthorns, so ist dieses Instrument doch das Sinnbild romantischer Reiselust geworden, und es lebt nur noch als Attribut der Post auf den Wagen und Kraftwagen fort. Und so wollen wir denn in der Reisesaison etwas vom Posthorn erzählen, von seiner Entstehung, der Rolle, die es in der Geschichte der Post gespielt hat, von der Blütezeit der Posthornmusik, von seiner Verklärung in der Romantik und von seinem allmählichen Verklingen, Verhallen . . .

Als gegen Ende des 15. Jahrhunderts die ältesten Botenposten als landesherrliche Einrichtungen zu festen Organisationen zusammengeschlossen wurden, da trat auch das Posthorn auf zusammen mit dem Postschild und dem Postspieß. Die Fußboten der Post trugen an einer um den Hals hängenden Schnur auf der linken Seite das Posthorn, auf der rechten die Brieftasche, in der sie die wichtigen Schriftstücke bewahrten. In der Mitte der Brust hatten sie ein ehernes oder silbernes Schild, auf dem das Wahrzeichen der Stadt, in deren Dienst sie standen, eingegraben war. In der Hand führten sie einen langen hölzernen Spieß mit eiserner Spitze, den sie als Waffe gegen die Hunde oder räuberische Anfälle benutzten und mit dessen Hilfe sie auch kühn über breite Gräben sprangen.

Ueber den Zweck des Posthorns erfahren wir das Folgende: „Es dient hauptsächlich dazu: 1. damit auf den Ruf des Posthorns den Posten zur Nachtzeit die verschlossenen Tore und Barrieren geöffnet werden; 2. damit diejenigen, welche den Posten unterwegs Briefe aufgeben wollen, sich auf dieses Zeichen ungefümt einfinden können; 3. damit die Ankunft der Posten den Leuten wegen Abholung der Briefe und Zeitungen bekannt werde; 4. damit auf das mit dem Horne gegebene Zeichen jedes entgegenkommende Fuhrwerk ausweiche oder stillhalte; 5. damit bei Verirrungen des Nachts oder Gefahren und Unglücksfällen auf den Hilferuf Leute herbeieilen.“

Das Posthorn wurde so zur Zierde und zum Abzeichen des statlichen Postillones. Er allein durfte es führen und bei bestimmten Gelegenheiten darauf blasen. Der Gebrauch des Posthorns war allen Privatfuhrwerken durch besondere Verordnungen bei schwersten Strafen verboten. Es bildeten sich bestimmte Signale für die verschiedenen Arten von Posten; die Schnellposten bliesen anders als die gewöhnlichen, und beim Abfahren war ein anderes Signal üblich als bei der Ankunft, ebenso beim Passieren der Schlagbäume oder für das Ausweichen anderer Fuhrwerke, Herden usw. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts finden wir bei verschiedenen Posten die Verfügung, daß der Postillon während der ganzen Fahrt vom Stadttore bis zum Posthause blasen soll. Er gab also ein kleines Konzert, und es ist natürlich, daß die Postillone ihre Ehre darin setzten, auf ihrem Horn, oder wie es in Preußen hieß, auf der „Posttrompete“ recht schön zu blasen. Die preußische Postordnung von 1812 z. B. befiehlt noch den Postmeistern, darauf zu achten, daß „fleißig und wohl geblasen wird“. So bildeten sich allmählich Posthornvirtuosen heraus, die regelmäßig wiederkehrende Weisen bei Tag und bei Nacht durch Wald, Hain und Fels erschallen ließen. Die Landschaft gewann gleichsam eine melodische Stimme in den Musikvorträgen solcher Künstler. Gewisse Posten und Gegenden waren stolz auf die Leistungen ihrer Postillone, und es gab dann ganze Konzerte, indem sich die Führer des Hauptwagens und der Beigassen zu Duetten, Terzetten und Quartetten während der Fahrt vereinigten und das Echo von fern antwortete.

Das Posthorn verwuchs aufs innigste mit den Empfindungen der Volksseele, und unsere größten Dichter, ein Goethe, Lenau, Eichendorff, Mörike, Chamisso haben die Poesie des Posthorns in ihren Gedichten verherrlicht. Für die Romantiker wurde diese Musik geradegu gleichbedeutend mit Reiselust und Reiseglück, und als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Eisenbahn den Postwagen als Beförderungsmittel immer mehr und mehr verdrängte und das geflügelte Rad als Sinnbild an die Stelle des Posthorns trat, da nahm man wehmütig Abschied von diesem lieben altgewohnten Brauch. Gar mancher sah in dem Verklingen und Verschwinden des Posthorns das Ende der guten alten Zeit und seufzte mit Scheffel:

„Jetzt geht die Welt aus Rind und Band,
Die Besten ziehen davon,
Und mit dem letzten Hausknecht schwand
Der letzte Postkell.“

Die Abgrenzung der Polargebiete.

Ueber die Grenzlinien, die die beiden geschlossenen Polargebiete von den übrigen, die Erde gürtelförmig umgebenden Zonen trennen, ist schon im Altertum gestritten worden, und auch heute herrscht in dieser Frage noch keine Einigkeit. Am einfachsten war es, die Grenzen astronomisch zu fassen, und so kam man dazu, als arktischen Kreis den nördlichen Polarkreis zu bezeichnen, d. h. denjenigen Parallelkreis, der vom Nordpol um den gleichen Winkelbetrag entfernt ist, den die Rotationsachse der Erde mit der Achse der Erdbahn um die Sonne bildet. Da aber dieser Winkel jährlich etwa um eine halbe Bogensekunde kleiner wird, so wandern auch die Polarkreise im Laufe jedes Jahres um rund 30 Meter polwärts, so daß der Flächeninhalt der beiden Polargebiete im Laufe der Zeit kleiner wird. Die Vorstellung, es handle sich bei der astronomischen Festsetzung der Polargebiete um unverrückbare Grenzlinien, ist also irrig. Aber auch noch aus anderen Gründen eignen sich die nach astronomisch-geographischen Gesichtspunkten abgegrenzten Polarkreise nicht dazu, als feste Scheidelinien der Polargebiete zu dienen. Der auf diese Weise bestimmte Nordpolarkreis z. B. reiht Zusammengehöriges auseinander und fügt Fremdartiges hinzu. Der südliche Teil Grönlands, der mit seiner gewaltigen Inlandsmasse ein typisches Polarland darstellt, wird dadurch von der Nordpolargebietzone getrennt, während das nördliche Norwegen mit seinen hochstämmigen Wäldern, seinem reichen Ackerbau und blühenden Handelsverkehr der Küsten dem Polargebiet zugerechnet werden müßte, mit dem es gar nichts gemein hat.

Daher ist es aus praktischen Gründen am besten, die Grenze des Nordpolargebietes so zu ziehen, daß sie alle innerhalb des Nordpolarkreises liegende Inseln umfaßt, die hineinragenden Kontinentalmassen aber ausschließt. Einfacher läßt sich die Umgrenzung des festländischen Südpolargebietes angeben, da nur unbedeutende Teile des antarktischen Kontinents über den Südpolarkreis hinausreichen und diese natürlich von dem Kern nicht abgetrennt werden dürfen.

Sehr viel schwieriger ist es, die beiden Polargebiete in den Meeresteilen scharf abzugrenzen. Hier legt man am besten nach einem Vorschlag Drygalskis die Eisverhältnisse zugrunde und bezeichnet die Polargebiete als „die Gebiete des Eises, die so weit reichen, wie dessen Herrschaft reicht. Die Meerestüften ziehen dabei keine Grenzen, denn das Eis greift vom Lande über das Meer und vom Meer auf das Land über die Küsten hinweg; die Grenzen liegen also dort, wo das Eis sich verteilt“. Nun unterscheiden sich aber die beiden Polargebiete in dem Grade der Herrschaft des Eises, weil im Norden das Meer, im Süden das Land überwiegt. Die volle Eisherrschaft und die volle Polarnatur findet sich daher nur im Süden, wo die besten Vorbedingungen für ein ergessives Klima und damit für eine geschlossene Vereisung bestehen, während im Norden der Kampf zwischen Eis und Meer herrscht. Die Grenzen des antarktischen Gebietes sind im Gegensatz zum arktischen übrigens noch nicht einmal zur Hälfte bekannt. Doch dürfte die Schätzung mit 14 Millionen Quadratkilometer das Richtige treffen, während die Landmassen des Polargebietes nur etwa 4 Millionen Quadratkilometer bedecken.

Gottfried Keller als Fabeldichter.

Gottfried Keller hat seine unsterblichen Werke als Erzähler geschaffen, und die Größe seiner Kunst liegt im Roman und in der Novelle. Aber auch auf anderen Gebieten hat er um die Palme gerungen und sich besonders im Drama abgemüht, wie die zahlreichen Dramenentwürfe zeigen, die sich in seinem Nachlaß fanden. Sodann ist er als ästhetischer und politischer Schriftsteller mit seltenen, aber

ausgezeichneten Auffäßen hervorgetreten. Daß er nebenbei auch ein Fabeldichter war, ist bisher nur wenig bekannt gewesen, und es wird interessieren, ihn von dieser neuen Seite kennenzulernen. Die zwei kleinen Fabeln, die wir hier zum Abdruck bringen, stammen aus Kellers Münchener Zeit; er hat sie 1841 in sein Skizzenbuch eingetragen. Der Dichter, der in seinen Werken allen Hochmut und alles Scheinwesen stets behämpft hat, nimmt in diesen reizenden Dichtungen die Eitelkeit aufs Korn, während die später entstandene tiefsinnige Parabel das Problem des Herrschens und Beherrschetwerdens in seiner allgemein menschlichen Tragik erfaßt.

Die Leuchtwürmchen und die Sterne.

Zur Zeit der Abenddämmerung saßen drei oder vier Leuchtwürmchen in einer Wiese unter den Kräutern und Blumen, und man sah, wie sie geheimnisvoll die Köpfe zusammensteckten, emsig hin und her krochen und sich eifrig besprachen, so daß man glauben mußte, es sei etwas sehr Wichtiges im Werke. Als nun die Nacht auf die Felder und Fluren hernieder sank und die Sterne am Himmel erglänzten, da erklimmen sie einen hohen Grashalm und sprachen zu den Sternen: „Ihr lieben Sternlein! Ihr müßt gewiß sehr müde sein von eurem allnächtlichen Wachen, drum geht einmal ohne Sorgen schlafen, wir wollen indes die Erde für Euch beleuchten!“ Die Sternlein lächelten einander an und verbargen sich zum Späße hinter kleine Wolken; die Leuchtwürmchen aber glänzten die ganze Nacht hindurch aus allen Leibeskräften und am Morgen meinten die guten Tierlein, sie hätten die Erde erleuchtet.

Vom Fichtenbaum, dem Teiche und den Wolken.

Die herrliche Abendsonne beschien mit ihren goldenen Strahlen einen großen Fichtenbaum, welcher an einer felsigen Berghalde stand. Sein stacheliges Laub prangte im schönsten Grün, und seine Aeste waren wie mit Feuer übergossen und glänzten weithin durch die Gegend. Er freute sich dieses Glanzes und meinte, all diese Herrlichkeit gehe von ihm selbst aus und sei sein eigenes Verdienst, so daß er sehr eitel ward und prahlend ausrief: „Seht her, ihr anderen Gewächse und Geschöpfe um mich her, wo erscheint eines in solcher Pracht wie ich edle Fichte? Gewiß, ihr seid ihr zu bedauern, daß euch der Schöpfer nicht schöner geschmückt hat.“ Die Sonne hörte diese eitle Rede und wurde darüber unwillig, so daß sie ihre Strahlen von dem Baume weg auf einen dunklen Teich wandte, der unten am Berge in tiefer Ruhe lag. Der Fichtenbaum sah nun so öd' und traurig aus wie vorher; der Teich aber bewegte sich freudig in kleinen goldenen Wellen und widerstrahlte das Bild der Sonne in tausend Feuerpunkten. Allein auch er wurde stolz darauf und glaubte am Ende, er selbst sei die Quelle aller dieser Klarheit, und verspottete die anderen Gewässer, welche im Schatten lagen. Da wurde die Sonne abermals unwillig, zog Wolken zusammen, in denen sie sich verhüllte, und der Teich lag nun wieder in seinem düsteren melancholischen Grau wie zuvor und schämte sich. Die Wolken hingegen begannen jetzt zu glühen und scheinen wie Purpur und verbreiteten sich wohlgefällig am abendlichen Himmel, als die Erde schon im Schatten lag. Da wurden auch sie übermütig und riefen „Erglänzen wir nicht viel schöner denn die Sonne?“ Und zum dritten Male wurde die Sonne unwillig, und indem sie hinter den Horizont hinabstieg, entzog sie ihre Strahlen den undankbaren Lustgebilden, und Wolken, See und Bäume verschwammen nun in der grauen Dämmerung, bis endlich die Nacht all diese eiteln Geschöpfe der Vergessenheit übergab.

Parabel.

Einer ging an den See des Lebens, um nach Menschen zu fischen; aber er fing nichts. Da kam ein Unbekannter und sagte: „Wenn Du Menschen fischen willst, so mußt Du Dein Herz an die Angel stecken, dann beißen sie an!“ Jener folgte dem Rat, und sogleich schnappten die unten nach dem Köder, rissen ihn von der Angel und fuhren damit in die Tiefe. Da wurde der Fischer betrübt. Allein bald wurde es ihm so leicht zumut, daß er auf die wilde See hinausfuhr und die Menschenfische zu Tausenden mit dem Reize fing, und er war nun ihr Herr und schlug sie auf die Köpfe. Und der ihm den Rat gegeben hatte, war der Teufel.

Wo der Geist ohne Furcht ist, das Haupt man hoch trägt,
Wo Erkenntnis frei ist,
Wo die Welt nicht zum Bruchstück von engen häuslichen Mauern wird,
Wo Worte aus Tiefen der Wahrheit kommen,
Wo unermüdet das Streben den Arm der Vollkommenheit ausstreckt,
Wo der klare Strom der Vernunft seinen Weg nicht verliert in dem
trockenen Sand der Gewohnheit,
Wo der Geist, von dir geleitet, zu immer sich weltendem Denken
und Handeln geführt wird —
Zu diesem Himmel der Freiheit laß, Vater, mein Land du erwachen!
(Lagore, Gitanjali.)

Hoffnung.

Hoffnung hintergehet zwar,
Aber nur was wankelmütig;
Hoffnung zeigt sich immerdar
Treugetreuten Herzen gütig!
Hoffnung senket ihren Grund
In das Herz, nicht in den Mund.

Gottfried Keller.

Wissen und Schauen

Die Einführung der Null. Ueber Geburt und Lebensgeschichte der Null hat der französische Gelehrte Jules Michel interessante Mitteilungen gemacht, aus denen sich ergibt, daß die Null durchaus nicht das hohe Alter hat, das man ihr allgemein zuerkennen will. An der verhängnisvollen Jugend der Null liegt es auch, daß die Gelehrten des Altertums, obwohl sie mit Abschnitten von 10 Jahren ebenso wie wir rechnen konnten, die Dezimalrechnung nicht verstanden und nicht verwendet haben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihnen eben die Null noch nicht bekannt war. Denn so selbstsam das uns auch erscheint, so beweist doch die Geschichte, daß die Null eine neuere Erfindung ist. Und diese Erfindung verdanken wir dem philosophischen Geist der Hindus, die vielleicht infolge der Anregung des chinesischen Handelsgeistes auf den Gedanken kamen, ein Zeichen zu finden, welches das Nichts ausdrückt. Bei Hindus und Chinesen findet man bald nach dem 6. Jahrhundert n. Chr. die erste Erwähnung eines runden Schriftzeichens, das dazu bestimmt war, als Ziffer in der Dezimalordnung zu dienen. Von hier aus ist dann die Null durch Vermittlung der Araber erst im 11. oder 12. Jahrhundert zu uns gekommen. Daraus erhellt, daß vor dieser Zeit die Unmöglichkeit bestand, ein Dezimalsystem zu erfinden, und es ist deshalb gar nicht verwunderlich, daß trotz der Vorteilen, die sich aus der Dezimaleinteilung der Maße ergaben, mehrere Jahrhunderte vergehen mußten, ehe dieses Dezimalsystem wirklich eingeführt wurde. Es war im Jahre 1670, als der Astronom Mouton in Lyon den Vorteil dieser Rechnungsweise hervorhob, der auch bald allen Gelehrten einleuchtete.

Ballspielhäuser. Ballspiele pflegen wir heute im Freien auszuüben, vor elliichen Jahrhunderten aber gab es in den Städten besondere Hallen für diesen Sport. Man nannte sie Ballhäuser. Im 15. Jahrhundert kamen sie auf und wurden schnell in allen größeren Orten beliebt. Dem Ballspiel war von jeher Jung und Alt zugetan, und da dieses Spiel sich zur Ausübung in geschlossenen Räumen vorzüglich eignet, so fanden die Ballhäuser allenthalben Anklang. Gewöhnlich wurden die Hallen rechtwinklig angelegt, viermal so lang als breit und im Innern etwa dreißig Fuß hoch. Die Wände waren in der unteren Hälfte massiv, während sie oben nur aus Pfeilern bestanden, so daß von oben her das Licht in die Halle einfiel. Zwischen den Pfeilern waren Netze gespannt, um das Hinausfliegen der Bälle zu verhindern; ferner konnten Vorhänge vorgezogen werden, die das Sonnenlicht abhielten. Im Innern hatten die Wände und die Decke dunklen, nicht selten schwarzen Anstrich, damit die Spieler die hellen Bälle im Fluge gut sehen konnten. Gewöhnlich war mit dem Ballhause ein Spielplatz im Freien verbunden, der bei gutem Wetter benutzt wurde. Bezüglich der Ballspiele sei nebenbei bemerkt, daß sie zum Teil dem heutigen Tennis gleichen, auch bediente man sich schon in jenen Tagen zum Schlagen der Bälle des Raketts.

Das 16. und 17. Jahrhundert sah das Ballspiel und damit die Ballhäuser in höchster Blüte. In Paris gab es um 1700 etwa 300 solche Hallen. Jede Stadt, die etwas auf sich hielt, hatte ihr Ballhaus. Auch in Deutschland entstanden sie allenthalben. Allmählich wurden die Ballhäuser auch zu anderen Zwecken als zum Ballspiel benutzt. Seitlinger, Gaukler und Schauspieler traten in ihnen auf; die Künste benutzten sie zu ihren Festessen und Tanzbelustigungen; Wirtshausbetrieb wurde in ihnen eingerichtet; und das trug nicht wenig dazu bei, ihr Ansehen herabzuziehen, ja hier und da wurden die Ballhäuser zu Stätten der Viederlichkeit. In Deutschland ging es mit ihnen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Ende; über 1750 hinaus haben nur ganz wenige Häuser dieser Art bestanden. In Frankreich segte die große Revolution am Ende jenes Jahrhunderts die letzten hinweg. Zu welthistorischer Berühmtheit gelangte durch die französische Revolution das Ballhaus in Versailles, wo am 20. Juni 1789 die Deputierten des dritten Standes unter Führung Baillys schworen, nicht eher auseinanderzugehen, bis Frankreich eine Verfassung habe.

Die ersten Theaterzettel. Ankündigungen von Theatervorstellungen gab es in Gestalt von Wandbildern oder Mauerplakaten schon in den ältesten Zeiten. Aber erst im Jahre 1789 geschah es, daß die Pariser Comédie Française von der Regierung gezwungen wurde, dem Publikum jeden Tag die Namen der Schauspieler bekanntzugeben, die bei den Aufführungen mitwirkten. Vergebens versuchten die Theaterdirektoren sich diesem Befehl zu entziehen, in dem sie eine schwere Schädigung ihrer Interessen sehen zu müssen glaubten, denn bis dahin war das Publikum ohne Kenntnis der auftretenden

Schauspieler mit der Beruhigung ins Theater gegangen, daß ihn eine gute Besetzung geboten würde. Wenn es aber vorher die Besetzung erfahre, so könnte es, so fürchteten die Theaterdirektoren, kommen, daß einer oder der andere vom Theaterbesuch absehen werde, weil ihm die auftretenden Künstler nicht gefallen. Schließlich triumphierten aber das Publikum und das Gesez über die Direktoren, und die Comédie, sowie die anderen Theater mußten sich der Anordnung fügen.

Der erste dieser Theaterzettel mit dem Namensverzeichnis der Schauspieler verzeichnete die Vorstellung von „Mahomet I.“, der berühmten Tragödie, die Voltaire dem Papst Benedikt XIV. gewidmet hatte. Der Zettel gab auch die Stunde des Theateranfangs und den Preis der Plätze an. Jedes Theater hatte für seine Zettel eine besondere Farbe: die des „Hotel der Bourgogne“ war rot, die des „Hotel Mazarin“ grün und die der Oper gelb. Die Maße der Zettel betragen 30 zu 50 Zentimeter.

Warum wird bei Gewitter die Milch sauer? Jede Hausfrau hat zu ihrem Schaden die Erfahrung machen müssen, daß nichts so gefährlich für die Konservierung der Lebensmittel ist, wie ein Gewitter, das, selbst wenn es bei mäßigen Temperaturgraden auftritt, den Ferseungsprozess von Fleisch und Milch unglaublich fördert, als es selbst große Hitze vermag. Am eklatantesten zeigt sich die Erscheinung bei der Milch. Wenn diese unmittelbar nach dem Gewitter gemolken oder bei dem Transport von einem Gewitter heimgeführt wird, so darf man sicher sein, daß sie sauer und im Zustande beginnender Ferseung an ihrem Bestimmungsort eintrifft. Ebenso wie sie in der Küche beim Gewitter gerinnt oder sauer wird. Es liegt nahe, diese merkwürdige Erscheinung auf elektrische Einwirkungen zurückzuführen. Versuche, die im Pariser Pasteur-Institut vorgenommen wurden, haben indessen bewiesen, daß diese Annahme irrtümlich ist. Es gelang der Nachweis, daß selbst winzige Mengen sauliger Gase genügen, um den Ferseungsprozess der Milch zu beschleunigen. Nun ist es aber bekannt, daß die Entladungen des Gewitters der Entwicklung der in der Erde befindlichen Gase den günstigen Nährboden bereiten, woraus es sich auch erklärt, daß wir nach einem Gewitter den Erdgeruch stärker wahrzunehmen pflegen als vorher. Es lag also nahe, zwischen der durch das Gewitter verstärkten Ausdünstung des Bodens und dem beschleunigten Ferseungsprozess der Milch und anderer Nahrungsmittel einen ursächlichen Zusammenhang anzunehmen. Um diesen Zusammenhang zu vermitteln, wurde am gleichen Ort und unter gleichen Umständen gleich alte Milch der Einwirkung der Bodenausdünstung einmal bei ruhiger Witterung und dann unmittelbar nach einem Gewitter ausgesetzt. Dabei wurde einwandfrei nachgewiesen, daß zwischen dem Tempo des Ferseungsprozesses und der atmosphärischen Depression dieser Zusammenhang tatsächlich besteht. Damit ist auch die Erklärung für die Veränderungen gegeben, die man bei anderen organischen Stoffen, wie bei Fleisch und Wildbret, sowie bei der Ferseung leicht unterliegenden Flüssigkeiten unmittelbar nach einem Gewitter beobachtet.

Naturwissenschaft

Das Ende des Wisents. Von den beiden europäischen Wildrindern hatte sich nur der Wisent bis in unsere Tage zu halten vermocht. Neben einem kleinen Bestand, den Fürst von Pleß auf seinen schlesischen Besitzungen unterhielt und der aus vier, 1865 von Bialowies bezogenen Tieren hervorgegangen war, kam die Art in freier Wildbahn nur noch an zwei Stellen vor: einmal in dem russischen Kronforst Bialowies, wo sich das Tier eines weitgehenden Schutzes erfreute, und zum anderen an einer räumlich kleinen Stelle im Kaukasus. Im Waldgebiet von Bialowies, das im August 1915 in deutsche Hände fiel und bis zum Kriegsende auch unter deutscher Verwaltung stand, hatte der Bestand, als deutsche Truppen in das Waldgebiet einzogen, bereits unter den Kriegshandlungen gelitten; er war von 750 auf 150 zurückgegangen. Infolge der von der deutschen Verwaltung ergriffenen Schutzmaßnahmen erholte er sich, aber beim Zusammenbruch der deutschen Front wurden die letzten Tiere teils von Bauern, teils von deutschen Soldaten erlegt. Auch in Schlessien scheint der Wisent durch den Grenzschutz völlig vernichtet worden zu sein. Aus dem Kaukasus fehlen zwar neuere Nachrichten, aber es ist nicht anzunehmen, daß der Wisent dort geschont worden ist. So ist ein merkwürdiges Tier durch sinnlose Barbarei ausgerottet worden.

Gewicht und Geschlecht bei Hühneriern. Ein naturwissenschaftliches Problem, das immer wieder aufgeworfen wird, ist die Frage, ob sich das Geschlecht der Hühnerier im voraus feststellen läßt. Nachdem man aus der Form, Farbe und Größe der Eier weitgehende Schlüsse gezogen und sie sogar mit dem Pendlerversuch auf ihre Männlichkeit oder Weiblichkeit geprüft hat, wird nunmehr das Gewicht als ein zuverlässiges Kriterium herangezogen. Wie Dr. A. Bayer in Reclams Universum berichtet, steht nach den Untersuchungen von Lienhardt fest, daß die schwereren Eier von ein und demselben Huhn einen männlichen Keim, die leichteren einen weiblichen enthalten. Dieser Satz gilt aber nur für die Eier eines und desselben Huhnes. Immerhin können die Eier mehrerer Hühner durch Gewichtsfeststellung miteinander verglichen werden, wenn die Hühner der gleichen Rasse angehören und sich in einem gleichmäßigen Gesundheitszustande befinden. Zahlreiche Tabellen und Statistiken erhärten diese Behauptung, die jedenfalls ein einfaches Mittel an die Hand geben würde, um das Geschlecht der Hühnerier zu bestimmen.